

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 101.

Berlin, Sonnabend den 23. August

1845.

Aegypten.

Ueber die Civilisation Aegyptens

seit der Niederlassung der Griechen unter Psammetichus bis
auf die Eroberung Alexander's des Großen.

Nach einem Vortrage Letronne's in der Revue des deux Mondes.

Vor dem Jahre 1821 sind die meisten Schriften über die ägyptische Archäologie unter dem Einflusse einer historischen Ansicht abgefaßt worden, welche man damals für ausgemacht ansah, daß nämlich die Eroberung der Perser und ihre fast 200jährige Herrschaft den bürgerlichen und religiösen Einrichtungen Aegyptens und demzufolge auch den Künsten den Todesstreich versetzt habe. Diese Voraussetzung mußte natürlicherweise den Schluß nach sich ziehen, daß alle Denkmäler von eigentlich ägyptischem Charakter und ohne Beimischung eines fremden Prinzips, ausschließlich den pharaonischen Zeiten angehörten.

Diese Ansicht schien während der französischen Expedition neue Befestigungen zu erhalten und liegt daher auch den archäologischen Abhandlungen der großen Description de l'Egypte zu Grunde, indem aus den damals bekannten Thatsachen nichts Anderes gefolgert werden konnte. Jenen Unter- gang ägyptischer Bildung dehnte man damals sogar auf das Schrift-System aus, und Fourier glaubte, daß die Kenntniß der Hieroglyphen-Sprache in der griechischen Zeit größtentheils verloren gewesen wäre; andere Gelehrte sahen das Vorkommen hieroglyphischer Zeichen auf einem Monumente ägyptischer Architektur und Skulptur für den unbestreitbaren Beweis an, daß es vor Kambyfes zu setzen sey, und hielten die vielen griechischen Inschriften auf solchen Denkmälern für Erfindungen einer späteren Zeit. Selbst der Stein von Rosette konnte dieses Vorurtheil nicht ganz vernichten, und Manche erklärten wohl mit dem gelehrten Mongez den hieroglyphischen Text dieses Steins für eine reine Erfindung und sinnlose Zusammenstellung der ägyptischen Priester, um das Volk glauben zu machen, als verständen sie die heiligen Zeichen noch. Als daher Letronne in einer im Juli 1821 in der französischen Akademie gehaltenen Denkschrift aus den griechischen Inschriften auf den Facaden der Tempel zu Tentyra, Antäopolis, Apollinopolis minor und anderen alten Städten den unmittelbaren und bestimmten Schluß zog, daß diese Gebäude, so ägyptisch sie auch ausäßen, unter den Griechen und Römern erbaut oder sicherlich verziert worden wären, gab sich selbst Champollion die Mühe, die Unwahrscheinlichkeit dieser Behauptung hervorzuheben, die er wenige Monate später durch seine merkwürdige und so höchst wichtige Entdeckung nicht bloß bestätigt, sondern auch in noch weiterem Sinne geltend setzen sollte.

Schon im März 1822 hatte Letronne eine genauere Untersuchung des Hauptpunktes, auf den es hier bei Bekämpfung der hergebrachten Grundansicht ankam, ob nämlich die persische Eroberung auf die Künste und Einrichtungen Aegyptens wirklich den zerstörenden Einfluß ausgeübt hätte, den man ihr Schuld gab, unternommen und nachzuweisen gesucht, daß die Civilisation Aegyptens unter den Persern nur schwache Veränderungen erlitten und bis auf Alexander beinahe ungestört geblieben wäre; als die der französischen Akademie den 22. September 1822 vorgelegte Entdeckung Champollion's für die ägyptische Archäologie eine neue Aera begann, welche unter Anderem auch den Beweis geliefert hat, daß eine große Zahl der Bauwerke, welche das Nilthal erfüllen, in der auf einander folgenden Herrschaft der Perser, Griechen und Römer erbaut, verziert, vollendet oder wiederhergestellt worden sind. Daß nun über diesen Punkt, der einer der wichtigsten in der ganzen Geschichte ist, heute noch ausgezeichnete Gelehrte im Zweifel schweben, daß selbst Sir Gardner Wilkinson, einer von den Männern, welche die ägyptischen Alterthümer am besten studirt haben, die Meinung festhält (in seinem Werke: Manners and customs of the ancient Egyptians, Th. I, S. 181, 194, 212), als hätten die Perser den Künsten und Einrichtungen Aegyptens den Todesstreich versetzt und jedes Denkmal eines guten ägyptischen Styls müßte vor diese Epoche gesetzt werden: — dieses Beharren bei jetzt ganz unhaltbaren Ansichten kann nur daher rühren, daß die Hauptfrage über den Einfluß der persischen Herrschaft noch nie genügend besprochen und in ihren Einzelheiten mittelst einer fortgesetzten Vergleichung der Schriften und Monumente untersucht worden ist. Letronne hat demnach einem dringenden Bedürfnisse der archäologischen Forschung entsprochen, indem er seine oben angebeuteten Untersuchungen, deren Veröffentlichung durch die Entdeckungen Champollion's unterbrochen worden waren, jetzt, wo man alle Mittel besitzt,

durch Zusammenstellung und Prüfung der beiderartigen Quellen zu einem bestimmten Resultate zu gelangen, wieder aufgenommen und der Welt vorgelegt hat.

Seine Denkschrift ist jedoch nicht bloß für die Geschichte der Kunst und Sitten von Bedeutung, sondern hat diese auch für die Geschichte der Wissenschaften. Von dem Zustande derselben bei den alten Aegyptern hat man sich nämlich seit Bailly im Allgemeinen eine sehr hohe Vorstellung gemacht, und heute noch schreiben unterrichtete Personen diesem Volke mathematische und astronomische Kenntnisse in einem Grade zu, von dem man zu der Zeit, wo Griechen wie Plato und Eudoras Aegypten besuchten, keine Spuren findet, Kenntnisse, welche die alexandrinische Schule durch ihre eigenen Anstrengungen Punkt für Punkt erst wiedergewinnen mußte. Um das Verschwinden dieser vermeinten Wissenschaft zu erklären, nimmt man seine Zuflucht zu Eroberungen und Umwälzungen, welche Aegypten zerrüttet, seine Einrichtungen zerstört, seine Priester-Kollegien zerstreut und ihre gelehrten Doktrinen vernichtet hätten. Wenn sich nun aber zeigte, daß diese unglücklichen Einwirkungen niemals stattgefunden; daß in Aegypten wie in China, die fremden Invasionen von sehr schwachem Einflusse auf die Landesverhältnisse waren, und daß im Gegentheil die ägyptische Civilisation ihren eigenthümlichen Charakter rein bewahrt hat von Sesostris bis Alexander, so würde auch dieses Verschwinden der Wissenschaften zu einer grundlosen Hypothese werden, und es wäre dann bewiesen, daß zu den Zeiten des Plato und Eudoras die Aegypter gerade noch alles das wußten, was sie in den blühendsten Zeiten ihres Reiches gewußt hatten. Aus der Unvollkommenheit der Kenntnisse bei eben so einsichtsvollen als von Gelehrten besetzten Schülern, wie die Griechen, ginge nothwendig hervor, daß auch ihre Lehrer nicht mehr besaßen hätten, und diese vermeintliche Urweisheit der Aegypter, so wie die der Indier und Chinesen, würde dahin gehören, wohin die neuere Forschung schon so manche Urtheile glücklich verbannt hat. Es kann hier von vorn herein die Behauptung ausgesprochen werden, für welche die Letronnische Abhandlung neue Beweise beibringt, daß es vor der Schule zu Alexandria keine wahrhaft so zu nennende Wissenschaft bei den alten Völkern gegeben hat.

Bei Untersuchung der Frage, ob die persische Eroberung in dem inneren Zustande Aegyptens so große Veränderungen hervorgebracht habe, als man gewöhnlich annimmt, muß man auf den Zustand des Landes in der Zeit vor Kambyfes, 23 vor Chr., zurückgehen. Man muß darüber gewiß werden, ob in diesem Jahrhundert, seit der Niederlassung der Griechen, wirklich so zahlreiche Zeichen des Verfalles der Künste und Einrichtungen sichtbar werden, und ob die Kraft, welche die gigantischen Werke von Theben und Memphis aufgeführt hatte, geschwächt war oder noch ungestört fortwirkte.

1.

Bis auf die Zeit des Psammetichus, um 660 vor unserer Zeitrechnung, war Aegypten nicht nur, wie aus dem bestimmten Zeugnisse Herodot's allgemein bekannt ist, allen übrigen Völkern gänzlich verschlossen, sondern auch den Griechen überhaupt so ganz unbekannt, daß es, wie wir in der Dopssee sehen, als ein Land der Wunder und Fabeln mit Italien und Sicilien noch jenseits ihres geographischen Horizontes lag. Ja, bis zur Gründung von Cyrene kannten selbst die Bewohner der Epladen die Lage von Libyen so wenig, daß nur ein kreischer Schiffer, welchen einst die Winde dahin verschlugen hatten, den Weg zu führen im Stande war. Aegypten und Griechenland hatten bisher durchaus keine Berührung mit einander gehabt. Was man von ägyptischen Kolonien des Znaqus, Cecrops und Danaus erzählt, ist a posteriori erfundene Geschichte, von der die alten Griechen nichts wußten. Selbst die Erwähnung des hundertthorigen Thebens in der Ilias (IX, 381) wird von den Kritikern für eine spätere Interpolation gehalten, und eben so sind die augenscheinlichen Aehnlichkeiten der Religion beider Länder aus künstlichen Assimilationen entstanden, welche der Zeit nach Psammetich angehören.

Dieser, der mit Hilfe der Jonier und Karier seine 11 Mitkönige besiegte und sich zum Alleinherrn Aegyptens gemacht hatte, öffnete deshalb den Griechen das Land, gestattete ihnen Niederlassungen und begünstigte sie auf alle Weise, erst um durch ihre Unterstützung seine Herrschaft zu sichern, dann wohl auch aus Ueberzeugung, welche Vortheile für ihn aus dem Handel entsprängen, der außer den Griechen auch noch von den Phöniziern betrieben wurde. Die Griechen fanden hier eine neue Welt, ihr Genie wußte die Vorzüge dieser uralten Civilisation zu schätzen, und wenn sie von den Aegyptern auch nicht Geschmack gelernt haben, so muß man doch als gewiß annehmen, daß sie sich ihre so bedeutend ausgebildete Technik angeeignet, mittelst deren sie in so

kurzer Zeit in ihrem Vaterlande die Kunst zu einer bis dahin unbekanntem Vollkommenheit brachten. Die Nachfolger Psammetichs folgten hinsichtlich der Fremden durchaus seiner Politik; die griechischen Einwanderungen waren so zahlreich, daß unter Apries die Jonier und Karier 30,000 Soldaten stellen konnten. Die Niederlassungen breiteten sich über das ganze Land aus, waren aber in Unterägypten wegen der Nähe der Küste vorzüglich zahlreich; hier räumte ihnen Amasis am kanopischen Nilarme Naukratis ein, welches, mag es nun von den Griechen neu angelegt oder nur der gräcisierte Name einer früher ägyptischen Stadt seyn, unter der Herrschaft der Perser als eine durchaus hellenische Stadt erscheint, mit eigenen Obrigkeiten, wie im alten Marseille Timuchen genannt, Einrichtungen und Sitten. Wahrscheinlich hatten die Griechen überall nicht nur ihre eigenen Tempel und Religionsübung, sondern auch ihre eigene Verwaltung, wie aus Herodot hervorgeht, der eine Menge Tempel anführt. Die persische Herrschaft änderte in dieser Lage nichts, sondern war auch hier, wie überall, vollkommen tolerant gegen die Eigenthümlichkeit der unterworfenen Völker.

Daß die Griechen aber bei ihren Niederlassungen in Ägypten vorzüglich den Handelsvorteil verfolgten, geht aus ihrer Kolonie in der großen Oase bei Theben deutlich hervor, die zu Herodot's Zeit von einem Stamme der Insel Samos bewohnt war. Denn was sollte sie sonst bewogen haben, diese ferne Insel in der libyschen Wüste aufzusuchen, wenn sie nicht eine Hauptstation für die Handelskaravane von Darfur und Kordofan nach Theben oder vielleicht Abydos gewesen wäre; daß letzteres der Endpunkt gewesen, dafür spricht die nahe Lage und alte Bedeutung der Stadt, in der sich nach Stephanus von Byzanz eine misische Kolonie niedergelassen hatte. In dieser Oase des Jupiter Ammon, so wie in ganz Oberägypten, verschmolzen die Griechen, weil sie hier nicht wie im Delta in beständigem Zusammenhange mit ihrem Vaterlande waren, wahrscheinlich ganz mit den Ägyptern, denn die Ruinen der Oase zeigen nur ägyptische Monumente aus der Zeit der Perser.

Welche Bedeutung die Griechen in kurzer Zeit in Ägypten gewannen, beweist am besten die schon von Psammetich für den Verkehr zwischen den beiden Völkern errichtete Klasse der Dolmetscher, die natürlicherweise in Folge des zunehmenden Verkehrs sich so sehr vermehrten, daß sie Herodot eine eigene Klasse nennt. Dieses von Psammetich gegründete und von seinen Nachfolgern fortbauend erhaltene und begünstigte Institut der Dolmetscher zeigt uns in dem Schutze, den die Könige den Hellenen gewährten, einen bestimmten Zweck der öffentlichen Wohlfahrt, und nicht bloß den Wunsch, an diesen Fremden eine sichere Garde für ihre Person zu haben; es lag ihm die bestimmte politische Absicht zu Grunde, durch Handelsverbindungen die Reichthümer des Landes zu vermehren. Je mehr man den Zusammenhang aller dieser Thatsachen erwägt, desto mehr fühlt man sich zu dem Glauben geneigt, daß Psammetich die Apathie der Ägypter besiegen wollte, so wie ihr Widerstreben, etwas Anderes zu thun als ihre Väter. Weil er daran verzweifelte, mit ihnen allein jemals alle die Handelsvorteile benutzen zu können, welche das fruchtbarste Land der Welt darbot, brachte er sie in Berührung mit einer thätigen, erfinderischen und unternehmenden Nation, die noch dazu vielleicht die einzige war, mit der die Ägypter ohne allen Widerwillen in Verbindung treten konnten, da bei der Geneigtheit der Griechen, in den Göttern fremder Völker nur ihre eigenen Gottheiten unter anderen Namen wiederzufinden, der religiöse Sinn der Ägypter keinen Anstoß fand.

Als Folgen dieser Politik und als Ergebnisse des auswärtigen Einflusses in Ägypten scheinen besonders drei Umstände angeführt werden zu müssen. Der erste ist der Kanal zwischen dem rothen und Mittelmeere, den Necho zu graben begann und dadurch die Pläne seines Vaters, durch den Handel die Pflanzmittel Ägyptens auszudehnen, zu verfolgen suchte. Der Umstand, daß das Unternehmen von Necho, man weiß nicht genau, aus welchem Grunde, bald aufgegeben, von Darius I. aber wieder aufgenommen und beendet ward, würde dafür zu sprechen scheinen, daß die Anregung dazu weniger von den Ägyptern ausgegangen sey; wozu noch kommt, daß der Plan des Tyrannen Periander, der einige Jahre vorher eine Durchstechung des Isthmus von Korinth versucht hatte, als nachzuahmendes Beispiel vorgeschwebt haben kann. Der zweite Punkt ist die Neigung Necho's zu kriegerischen Unternehmungen zur See, auf dem mittelländischen und rothen Meere, während die Könige Ägyptens bis dahin nur zu Lande erobert hatten. Die Schiffe, welche Necho bauen ließ, nennt Herodot ausdrücklich Tritemen, und unterscheidet so diese von den Korinthern 100 Jahre früher erfundenen großen Fahrzeuge von den einfachen Alibarten, deren sich die Ägypter bisher bedient. Hier ist die Nachahmung der Griechen oder auch der Phönizier nicht zu bezweifeln. Das dritte endlich, worin man eine fremde Einwirkung erkennen kann, ist der Gedanke einer Umschiffung Afrika's, eine Idee, wie sie niemals in dem Kopfe eines Ägypters entstanden wäre. Ohne hier zu untersuchen, ob dies Unternehmen damals möglich war, oder ob es gänzlich ausgeführt worden, kann man wenigstens behaupten, daß es in der That versucht worden ist. Necho beauftragte damit die Phönizier, welche wie die Griechen mit Ägypten verkehrten, aber keine eigentlichen Niederlassungen gegründet zu haben scheinen, diese waren noch mehr als die Griechen zur Ausführung geeignet, weil sie einerseits noch erfahrener und unternehmender waren, andererseits die Nord- und Ostküste Afrika's schon vielfach besucht hatten.

Aus dem allen nun scheint klar hervorzugehen, daß von dem Momente an, wo Ägypten, dieses China des klassischen Alterthums, in Berührung mit dem so zahlreich über dasselbe verbreiteten hellenischen Stamme kam, der Unternehmungsgelbst der Pharaonen eine neue Richtung einschlug. Hier liegt nun der Gedanke nahe, daß dies auf Kosten der Religiosität des Volkes geschehen

seyn möge, aus welcher die riesenhaften, in ihren Ueberresten noch so imposanten Bauwerke hervorgegangen waren; allein Schriften und Monumente beweisen im Gegentheile, daß in dieser Periode von 120 Jahren die ägyptischen Könige eben so große religiöse Bauten mit derselben Vollendung und in demselben Style ausgeführt haben, wie ihre Vorgänger, bis durch die persische Eroberung die Folge der einheimischen Herrscherfamilien unterbrochen wurde. Dies soll im Folgenden näher ausgeführt werden.

II.

Nach Herodot's Bericht baute Psammetichus, als er Herr von ganz Ägypten geworden war, zuerst die südlichen Propyläen am Tempel des Pthah (Pephästos) zu Memphis, d. h. das südliche von den vier großen Thoren des durch eine Mauer stets quadratisch abgeschlossenen Tempelbezirks, wie man diese Verhältnisse noch zu Esfu, Ombos und auch zu Dendera sieht, wo noch zwei von solchen großen Pforten stehen. Nach Diodor soll er auch die westlichen Propyläen errichtet haben, während nach Herodot die östlichen 100 Jahre früher von Nephthys, die nördlichen noch früher von Moeris herrührten. Nach Herodot baute er ferner im Bezirke desselben Tempels ein Gebäude für den heiligen Stier Apis, rings von einem Säulengange umgeben, mit Skulpturen bedeckt und von 18 Fuß hohen Kolossen getragen, welche die Stelle der Säulen vertraten; wahrscheinlich war es ein Bau analog denen, welche man noch auf verschiedenen Punkten des alten Thebens findet, ein vieredriger Hof, die Mauern mit Basreliefs bedeckt, auf der inneren Seite mit einer von Pfeilern getragenen Galerie, vor welchen die Kolosse standen. Diese waren größer als die am Tempel des Rhameses Miamun und die an einem anderen Gebäude zu Karnak.* Aus diesen einfachen Angaben geht hervor, daß dieser Bau nicht nur in rein ägyptischem Style, sondern auch in der alten Großartigkeit ausgeführt wurde. Diodor führt von Psammetich endlich noch an demselben Tempel den Peribolos an, der ebenfalls von 18 Fuß hohen Kolossen getragen wurde; wahrscheinlich war dies ein das eigentliche Tempelgebäude umgebender Portikus mit einem großen Thore, wie man noch einen solchen großen am Tempel zu Esfu aus den Zeiten der letzten Ptolemäer findet.

Noch andere Bauwerke dieses Königs nennen die Geschichtschreiber nicht, sie sind aber vorhanden. So liest man seinen Namen noch an mehreren Stellen in einem großen Tempel zu Karnak, und von ihm ist auch der 64 Fuß 7 Zoll hohe Obelisk auf dem Monte Clitorio zu Rom, der in der Auswahl und Gleichmäßigkeit des Steins, so wie an Schönheit der Skulpturen, den Obelisk von St. Johann im Lateran und von der Porta del Popolo nur wenig nachsteht, von denen der erstere von Thutmosis III., der andere von Menephtah II. herrührt. Dieselbe Ansicht kann man aus den Werken eines seiner Nachfolger, Psammetichus II., schöpfen, von dem man unter anderen den schönen basaltischen Altar im Pariser Antikenkabinet besitzt, dessen Hieroglyphen ganz besonders sauber gearbeitet sind; ferner einen prächtigen, zu Saïs gefundenen Torso von Basalt in der öffentlichen Bibliothek zu Cambridge; aus dem allen geht nichts weniger als eine Abnahme der Kunst und religiösen Begeisterung hervor.

Der König Amasis, den Herodot einen Pthahellenen nennt, weil er eine Griechin Laodike aus Cyrene heiratete und den griechischen Tempeln zu Delphi, Cyrene, Rhodos und Samos reichliche Geschenke und Opfer brachte, war deshalb für seine Landesreligion keinesweges gleichgültig; vielmehr ließ er nach demselben Geschichtschreiber in allen den berühmtesten Tempeln Ägyptens Denkmäler von bewundernswürdiger Größe aufstellen, die den Werken der Pharaonen der 18ten Dynastie gleich kamen oder sie noch übertrafen. Von dieser Art ist der 75 Fuß lange auf dem Rücken liegende Koloss vor dem Pephästium zu Memphis, mit zwei anderen kleineren auf jeder Seite, ferner ein eben so großer und ebenfalls liegender zu Saïs. Diese liegenden Kolosse waren — während man sonst nur sitzende oder stehende findet — höchstwahrscheinlich Statuen des auf dem Paradebett ausgestellten Gottes Osiris oder Serapis, der zu Memphis und Saïs ganz besonders verehrt wurde, und den man bei seinen Leichenbegängnissen auf Basreliefs häufig so vorgestellt sieht. Zu Saïs zeigte man nach Athenagoras auch sein Grab und sogar seinen einbalsamirten Körper. Diese beiden Kolosse waren also wenigstens ebenso groß als die größten zu Theben.

Im Tempelbezirke zu Saïs ließ Amasis zwei große Obeliske aufstellen, welche wir, weil sie Herodot selbst groß nennt, denen von Luxor, Karnak, Heliopolis und Alexandria an die Seite stellen dürfen; einen Tempel der Isis, von demselben Könige zu Memphis erbaut, bezeichnet Herodot als groß und sehenswert, Epiteta, wie er sie keinem anderen giebt, und die daher auf eine ganz besondere Größe und Schönheit schließen lassen. Ferner ein Tempel der Minerva zu Saïs mit Propyläen, welche nach Herodot alle Monumente dieser Art weit übertrafen, sowohl durch ihre Höhe und Größe als durch die Mächtigkeit und Schönheit ihres Materials; der Historiker setzt sie ohne Bedenken über alle, welche man im übrigen Ägypten sieht. Diese gigantischen Propyläen waren außerdem noch mit Kolossen von bedeutender Größe und mit Sphinxen von beträchtlicher Länge geziert; daraus geht klar hervor, daß er vor diesen Thoren, welche größer waren als die zu Karnak, nach alter Sitte zwei ungeheure sitzende Kolosse errichten ließ, auf welche eine ganze Allee von großen Sphinxen folgte. So führte Amasis diese Thore, wie überhaupt alle seine Werke, vollständig aus, während, wie wir schon gesehen haben, von den früheren Königen manche unvollendet geblieben waren, deren er nach dem Zeugnisse des Herodot noch viele vollenden und ausbessern ließ. Aber noch mehr als alle diese großen Werke bewundert Herodot einen einzigen Stein, in dem eine Kammer von 33 Fuß Länge, 21 F.

*) Karnak, Luxor und Medinet-Abu sind drei Dörfer in den Ruinen des alten Thebens.

Breite und 12 F. Höhe ausgehauen war; dieser Stein mußte an 1,000,000 Pfd. oder, nachdem er behauen und ausgehöhlt war, ungefähr 1,000,000 Pfd. wiegen, d. h. das Doppelte des Obelisken von Luxor.

Außer den angeführten großen Werken des Amasis zeugen die Monumente noch von vielen anderen, deren die Historiker nicht erwähnen. So findet sich in der Gegend von Thmuis im Delta ein ähnlich ausgehöhlter Stein, wie der von Herodot beschriebene, 21 F. hoch, 12 breit und 13 lang, mit dem Namen des Amasis; und nach Wilkinson tragen die Steinbrüche von Syene mehrere Inschriften des Inhalts, daß dieser König hier Blöcke für seine Bauten entnommen habe. Wir sehen also, daß unter diesem letzten Könige vor dem Einbrüche der Perser die gewaltige Thakraft, durch welche 10 oder 12 Jahrhunderte vorher die kolossalen Bauten von Theben ausgeführt worden waren, noch keineswegs abgenommen hatte, daß der Sinn für solche großen Werke noch in seiner Stärke fortlebte, und die Ägypter es auch noch verstanden, solche ungeheure Massen zu transportiren und aufzurichten.

Der oben erwähnte ausgehöhlte große Stein des Amasis wog indeß nicht mehr als einer der riesigen Blöcke in den Ruinen von Valbeck. Volney hat hier einen gemessen, der 69 Fuß lang und 12—13 Fuß breit und dick war. Dieser Stein, aus einer Art Granit bestehend, muß nahe an 2,000,000 Pfd. wiegen und ist, wie alle übrigen, aus einem Steinbrüche in der Nähe der Stadt, von wo die Römer sie in den Zeiten der Antonine auf die Stelle des Tempels schafften. Eben so verstanden sie es zu Rom (wie die Griechen zu Alexandria), die größten ägyptischen Obelisken aufzurichten, wie die berühmte sogenannte Pompejus-Säule und so viele andere Triumphsäulen von gleicher Größe, die sie aus den Steinbrüchen des Mons Claudianus in der östlichen ägyptischen Wüste herholten. Diesen Arbeiten wenigstens gleich kam das Unternehmen, welches die Ostgothen zu Ravenna am Grabe des Theodorich ausführten. Das aus einem einzigen Steine bestehende Dach dieses Grabes ist aus einem Blöcke der Halbinsel Istrien gehauen, der nach Soufflot mehr als 2,300,000 Pfd. wog. Vorausgesetzt auch, daß sie ihn auf der Stelle so weit aushöhlten, daß er unterwegs nicht zerbrechen konnte, muß er doch wenigstens noch 900,000 Pfd. schwer gewesen seyn, als sie ihn aus den Steinbrüchen Istriens quer über das adriatische Meer nach Ravenna führten und hier 40 Fuß hoch auf die Umfangsmauer hoben, d. h. dreimal höher als die Fußgestelle, auf denen die Kolosse zu Theben stehen. Sicherlich hatten weder die Griechen noch Römer, noch weniger die Gothen über die mächtigen Hebelmaschinen der Neueren zu gebieten, nach allen Anzeichen jedoch waren sie in der Mechanik weiter vorgeschritten, als die Ägypter, welche — um es kurz zu sagen — eine solche so gut wie gar nicht besaßen.

Staunen mag man über die Geduld und Geschicklichkeit, die sie bei solchen Gelegenheiten zeigten; aber ihnen, wie oft geschehen, eine wenigstens eben so vollkommene Mechanik zuzuschreiben, als den Neueren, verbietet Alles, was wir von ihnen wissen. Hätten sie solche Hilfsmittel gehabt, so müßten sie die Griechen bei ihrem unbehinderten Verkehr gekannt haben; die Mechanik der Griechen war aber in dieser Periode noch in der Kindheit. Dies beweist Ctesiphon, der Baumeister des ersten Dianentempels zu Ephesus, dessen Bau in den Zeiten des Krösus und Amasis angefangen wurde. Da er keine Maschinen hatte, um die großen Architrave auf die Höhe der Säulen zu heben, ließ er diese mit Sand verschütten und so eine geneigte Ebene herstellen, auf welcher die Architrave mit den Händen hinaufgerollt wurden. Und dies war auch das Verfahren der Ägypter. Mittels einer schiefen Ebene hoben sie die Säulenblöcke der Halle zu Karnak, welche 63 Fuß Höhe und 30 Fuß im Umfange haben, und eben so ihre ungeheuren Architrave. Man verschüttete alle Säulen bis zu der jedesmal erreichten Höhe und verlängerte die geneigte Ebene oder legte nach Bedürfnis mehrere solche an. Eine Anwendung des nämlichen Verfahrens, nämlich eine spiralförmige schiefe Fläche, ungefähr wie sie Puyot dargestellt hat, gab ihnen das Mittel, die Obelisken aufzurichten, wie heute noch die Inder, ohne ein anderes Werkzeug als den Pedel und eine Menge geschickt vereinigter Menschenhände. So brauchte Rhameses zur Aufrichtung eines der Obelisken von Theben 120,000 Menschen, eine Thatfache, die allein die außerordentliche Unvollkommenheit oder vielmehr den Mangel aller Mechanik beweisen würde. Und in der That sieht man auf keinem ägyptischen Bilde Rollen, Winden, Flaschenzüge oder andere Maschinen; hätten die Ägypter sich ihrer bedient, so müßte man die Spuren davon auf einem Basrelief aus den Zeiten des Dsorfaten finden, welches den Transport eines Kolosses darstellt. Man sieht diesen von Seilen umgeben und unmittelbar von mehreren Menschenreihen an Tauen gezogen; andere tragen Eimer, um die Seile anzufeuchten und den künstlichen Boden einzuschmierem, auf welchem der Kolos gleitet; ein auf den Knien desselben stehender Mensch gab taktmäßig das Signal zum allgemeinen rückwärts Anziehen. Reichten 1000 Menschen nicht hin, so nahm man deren 10,000. Dieses merkwürdige Basrelief schlägt alle Vorurtheile von der ägyptischen Mechanik danieder und nöthigt, einen gleichen Schluß auf die der Inder und Mexikaner zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Süd-Amerika.

Die Freistaaten vom Rio de la Plata.

(Schluß.)

2) Interessen dieser drei Mächte bei der Frage.

Frankreich hat Beschwerde zu führen, daß der Vertrag vom 29. Oktober 1840 von Rosas nicht ehrlich gehalten worden ist: jeden Tag bricht und

verspottet er ihn. Die durch den Vertrag geforderten Entschädigungen sind willkürlich geregelt worden. Die der Gnade des Generals Rosas empfohlenen ausgewanderten Argentinier werden eben so sehr oder gar noch mehr verfolgt als früher. Die durch Artikel 4 garantierte Unabhängigkeit der Republik Uruguay ist so wenig geachtet worden, daß Oribe seit 23 Jahren Montevideo mit einer argentinischen Armee und der Flotille des Generals Rosas belagert. Rosas will die in dem Gebiete der Conföderation geborenen Söhne von Franzosen zum Kriegsdienste ziehen und hat ein Decret erlassen, welches dieser Maßregel Gesetzeskraft verleiht. Statt auf den Fuß der weisbegünstigten Nation behandelt zu werden, sind Franzosen ausgeplündert, Andere öffentlich durch Polizei-Agenten ermordet worden, und die Summe der gegenwärtig von dreihundzwanzig Franzosen geforderten Entschädigung beläuft sich auf mehr als 8 Millionen; Frankreich ist mithin verpflichtet, die unermüdete französische Legion zu Montevideo, welche seine Interessen und seine Ehre wahrnimmt, zu unterstützen. Es ist verpflichtet, seinen jährlichen Handel von 18 Millionen zu schützen und herzustellen, die freie Schifffahrt auf dem Uruguay und dem Parana zu fordern, um seinen Produkten den Zugang nach Paraguay und der brasilianischen Provinz Matto-Grosso, die beide dem auswärtigen Handel offen stehen, zu verschaffen, und auf dem Rio de la Plata die von Rosas verlebte und verachtete Ehre Frankreichs wieder herzustellen.

England hat von Rosas eine glänzende Genugthuung zu fordern für die dem Commodore Purdis zugefügten Beleidigungen, als er sich weigerte, die Blokade von Montevideo anzuerkennen. In Folge des mit der Republik Uruguay abgeschlossenen Vertrages zur Einrichtung eines Dampfschiffahrts-Dienstes auf dem Uruguay und dem Parana muß es geneigt seyn, die gegenwärtige Regierung dieser Republik zu unterstützen, und die Vortheile, welche diese Unternehmung verspricht, bedürfen sicherlich keiner weiteren Anpreisung; Oribe, der Sklave des gegen die Fremden eingenommenen Rosas, würde einen solchen Vertrag niemals ratifiziren. Auch England will seinen Handel mit Montevideo wiederherstellen, der noch beträchtlicher ist als der französische, da er sich jährlich auf mehr als 20 Millionen beläuft, auch England will die freie Schifffahrt auf dem Uruguay und dem Parana, den freien Verkehr mit Paraguay und der Provinz Matto-Grosso.

Brasilien, ohne von seinem Handel zu reden, der sich jährlich auf 12 Millionen belief, findet durch die Intervention eine Gelegenheit, den Eroberungsplänen des Generals Rosas ein Ziel zu setzen, die sich nicht nur auf die Republik Uruguay, sondern auch auf Paraguay und die benachbarten Provinzen Brasiliens erstrecken, zu denen er durch den Parana und Uruguay den Schlüssel gewinnen und wodurch er in Stand gesetzt werden würde, den Fremden die weite Ebene des Rio de la Plata zu verschließen: — die Provinz Rio Grande do Sul zu beruhigen, wo die im Aufstande gegen das Kaiserreich begriffenen Farrapos durch den Beistand des Generals Fructoso Rivera unbefuglich werden könnten, während sie im Gegentheil sein Einfluß nöthigen würde, sich dem Baron Carias zu unterwerfen; — von Rosas die Vollziehung des Vertrages vom 27. August 1828 zu verlangen, in welchem Brasilien die Unabhängigkeit der Republik Uruguay garantierte; — die täglichen Beleidigungen seiner Agenten und seiner Regierung glänzend zu rächen; — endlich der Provinz Matto-Grosso Abzweige zu verschaffen.

Uebrigens haben diese drei Nationen ein direktes und allgemeines Interesse, die Menschheit von den blutdürstigen Thorheiten und Megeleien des Gouverneurs Rosas zu befreien, die Unabhängigkeit der argentinischen Conföderation, so wie die der Republik Uruguay, aufrecht zu erhalten, den Handel des Platastromes zwischen Montevideo und Buenos-Ayres zu theilen, welche ihn durch ihre friedliche Konkurrenz beleben werden, endlich die Ausführung des doppelten von Rosas verfolgten Planes zu hindern, nämlich 1) Herrschaft über die ganze Ebene des Rio de la Plata; 2) Einrichtung des amerikanischen Systems, welches die Fremden vom inneren Handel ausschließen, sie dem Druck seiner Forderungen bloßstellen und im Falle eines Widerstandes selbst für den Augenblick die Küstenstädte opfern und durch das Zurückhalten der Produkte im Innern des Landes die Fremden zwingen würde, auf unnütze Versuche zur Erreichung günstigerer Bedingungen zu verzichten.

3) Wie muß die Intervention beschaffen seyn?

Es giebt vernünftiger Weise nur zwei Wege, entweder müssen Frankreich, England und Brasilien bloße Zuschauer bei dem Kampfe zwischen Rosas und Paz, zwischen Rivera und Oribe bleiben, oder müssen mit Waffengewalt Paz und Rivera zugleich unterstützen. Im ersten Falle würde der Sieg der Generale Paz und Rivera mit größerem Blutvergießen erkauft und vielleicht um ein Jahr verzögert, im zweiten würde er augenblicklich und ohne Opfer an Menschenleben erreicht werden.

Ein Vertrag mit Rosas, selbst wenn er darauf eingehen wollte, wäre weder vernünftig noch möglich, denn er würde ihn nicht halten, und man könnte nicht zu gleicher Zeit im Interesse von Paz, der französischen Legion und Rivera unterhandeln. Würde Rivera zugeben, daß Oribe und seine Partei nach Montevideo zurückkehrten und an neuen Wahlen Theil nähmen? Würde die französische Legion sich damit begnügen, daß sie sich gerettet sähe, ohne sich um mögliche Reaktionen zu kümmern, welche durch die Rückkehr Oribe's und seiner Partei hervorgerufen werden könnten? Würde endlich der General Paz, der mit 7000 Mann im Felde steht, der sicheren Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg entsagen, um sich einem Vertrage zu unterwerfen, welchen Rosas unausbleiblich verletzen würde?

Wenn also eine Intervention von Seiten der drei Mächte stattfindet — und eine Berechtigung zu derselben ist durch das bisher Gesagte hinlänglich erwiesen, — so müssen Frankreich, England und Brasilien öffentlich aus-

sprechen, daß sie entschieden mit dem Gouverneur Rosas brechen, und daß sie, in Folge seiner offenbaren und beharrlichen unredlichen Handlungsweise an seiner Aufrichtigkeit verzweifeln, ihm förmlich den Krieg ankündigen. Wird Buenos-Ayres blockirt, die Insel Martin Garcia erobert, die Flottille Brown's genommen und der kleine Hafen Bucoo, durch welchen Oribe seine Zufuhr erhält, blockirt, so ist es um Oribe und Rosas geschehen. Schon die bloße Demonstration dieser drei Nationen wird eine gewaltige Wirkung hervorbringen; die Soldaten werden aus dem Lager Oribe's nach Montevideo, von seinem Bruder und von Urquiza zu Rivera, und von der Armee Garzon's und Mancillas zu der des Generals Paz desertiren. Dieser Letztere hat bereits eine Armee von 7000 Mann und die Provinzen Corrientes, Santa-Fé, Tucuman, Salta, Santiago del Estero, Entre-Rios und Cordoba für sich; der Oberst Peñalosa hat eben die Provinz Rioja zum Aufstande bewegt, und aus Chili sind die verbannten Argentinier unter dem General La Madrid durch Bolivia gezogen, um sich mit Paz zu verbinden. Rosas, so fürchtbar, wenn man ihm nachgiebt, zittert bereits vor den Unternehmungen der widerspenstigen Provinzen: die entschiedene Erklärung Englands, Brasiliens und Frankreichs würde ihn bald bewegen, auf irgend einem fremden Schiffe die Ueberfahrt nach England nachzusuchen, wo er aus Vorsicht mehr als zwei Millionen schwerer Pfaster niedergelegt hat. Der General Oribe wird ihm nachfolgen, denn in Montevideo ist seines Bleibens nicht, und seine Partei ist zu schwach, um ihn zu halten.

Die beiden Männer der Plataskaaten wären dann der General Paz und der General Rivera. Paz, ein gemäßigter und fester Mann, ein Feind der Reactionen, ein gewissenhafter Verwalter und der angesehenste General Süd-Amerika's wäre der natürliche Präsident der argentinischen Conföderation; Rivera, durch und durch ein Orientale, von lebendigem und verführerischem Charakter, wäre der natürliche Präsident der Republik Uruguay. Es besteht zwischen diesen beiden Männern eine gewisse Eifersucht, welche nur eine Sicherheit mehr bieten würde für die Unabhängigkeit der beiden an einander gränzenden Länder. Es herrscht überdies zwischen den Argentinern und den Orientalen selbst, trotz der großen Uebereinstimmung, dennoch eine merkwürdige Verschiedenheit, die sich namentlich in stolzer Hervorhebung des eigenen Ich gegenüber dem Ich der anderen Nation kund giebt und, weit entfernt, der Bildung zweier Nationalitäten zu schaden, vielmehr ihre Nothwendigkeit beweist und eine Gewähr ihrer Fortdauer verspricht.

Durch die Trennung Uruguay's von der argentinischen Conföderation und durch die gesicherte Unabhängigkeit beider wird Ordnung in die Verwaltung zurückkehren, die Estancias werden im Frieden gedeihen, die Heerden werden sich ins Unermessliche vervielfältigen. Man denke an den früheren Reichthum und Handel beider Staaten, man studire ihre nothwendigen Beziehungen mit Paraguay, Olivia, Peru, Chili, Brasilien, man lasse sie durch den Rio-Negro, den Uruguay, den Parana, den Pilcomajo, den Bermejo, den Salado, die Verbindungen mit jenen großen Ländern herstellen, man denke sich die tiefen und breiten Flüsse durch Dampfschiffe belebt: und man wird den gewaltigen Umschwung begreifen, den der Handel von ganz Süd-Amerika binnen kurzem nehmen würde. Ein Theil der Produkte von Chili, Peru und Bolivia würde durch die Nebenflüsse des Parana nach Montevideo und Buenos-Ayres kommen; die europäischen Waaren würden denselben Parana hinaufgehen, um in diesen fruchtbaren und neuen Ländern verkauft oder umgetauscht zu werden.

Durch den Parana, den Paraguay, den Uruguay, den Pilcomajo, den Bermejo, den Salado und den Rio-Negro würden Montevideo und Buenos-Ayres erhalten: 1) von Paraguay Baumwolle, Rohrzucker, Harz, wilden Zimmt, Rabarbar, Vanille, Cochennille, Sassaaparille, Yerba Mate, Pelze und Tabak; 2) von Chili Gold, Kupfer, Eisen, wohlriechende Hölzer, Harz, Gummi, Felle von Lamas, Bigogne und schwarzen Schwänen, Früchte im Ueberflus, Del, Oliven, Schwefel, Salpeter, Pferde, Wein, Getraide, Sandelholz und Pfeffer; 3) von Peru Zeuge von Quito, Chinarinde von Caramarca, Del von Lima, Zucker von Cusco, Gold von Carabaya, Leinwand von Moros, Muskatennüsse und Zimmt von Montaña Real, Kaffee und Cacao von den Ebenen des Binnenlandes, Baumwolle von Chillao, Seide von Mojabamba, Flach und Hanf von Moros, Bigognewolle und Piment; endlich von Bolivia Zucker, Silber, Zinn, Blei, Häute, Getraide, Früchte und Wein aus der Provinz Chicos.

Italien.

Italiänische Kritik deutscher Kunst.

Selvatico über Gärtner.

(Schluß.)

Von der Basilika des heiligen Ludwig sagt Hortoul, daß es unmöglich sey, die mittelalterlichen Kirchen Italiens getreuer nachzuahmen, „nicht gerade die großen von Buschetto, Arnolfo di Lapo und da Camalita erbauten Kirchen, sondern die der kleinen Städte, welche in blinder Vermischung alle Formen und alle Ruinen vereinigen, die den Baumeistern gerade unter die Hände kamen.“ Ich glaube, Italien etwas besser zu kennen, als Herr Hortoul, erinnere mich aber in der That nicht, jemals eine italiänische Kirche gesehen zu haben, die ganz oder theilweise der Basilika des heiligen Ludwig ähnlich wäre. Wenn Gärtner hier die Absicht hatte, die italiänischen Kirchen des 12 und 13. Jahrhunderts nachzuahmen, so hat er seine Muster vollkommen mißverstanden, wollte er aber

ein Originalwerk hervorbringen, so hat er nicht beachtet, wie wenig Ruhm die Originalität verdient, wenn sie des Ausdrucks ermangelt. Und der Ausdruck fehlt vielleicht deshalb, weil der Baumeister die Gränzen der verschiedenen mittelalterlichen Style nicht hinlänglich kannte und sie mithin vermischte, so daß ein Werk entstanden ist, welches sich wie eine aus Worten von fünf oder sechs Sprachen zusammengesetzte Rede ausnimmt, bei der es natürlich nicht an mißtonenden Lauten und an abgebrochenen oder verstümmelten Ideen fehlen kann. Man denke sich ein lateinisches Kreuz ohne Chor und Apside, getrennt durch trodene vieredrige Pilaster; man denke sich ferner zwei Seitenschiffe, welche, anstatt sich mit dem Querschiffe zu verbinden, plötzlich abbrechen, um sich in eine Art von Vertiefung oder Kapelle zu verwandeln. Man denke sich schwächliche Kuppeln, ausdruckslose, polychrome Verzierungen, große historisirende Bilder, welche halb im weiten Raume schwimmen, bald sich zusammendrücken müssen: und man hat einen ungefähren Begriff von dem Innern eines Gebäudes, welches sicherlich den Ruhm Gärtner's nicht erhöht. Was soll ich von der Fassade sagen, sie ist wagerecht in drei Theile getheilt, von denen der untere einen Porticus zeigt, der, ich weiß nicht, soll ich sagen, mit Säulensäulen oder Säulen, verziert ist, die sicherlich nicht italiänisch aussehen. Im mittleren Theile befinden sich Nischen mit schönen Statuen von Schwanthaler; darüber kommt eine mit seltenem Geschmac entworfene und verzierte Rose. Zwei trotz ihren hohen Spitzen ungesägte und trotz ihren leichten Verzierungen schwerfällige Thürme begränzen das Ganze auf beiden Seiten.

Blieb Gärtner in dieser Basilika hinter sich selbst zurück, so zeigt er sich dagegen als ausgezeichnete Baumeister im Blindeninstitute. Hier scheint er mir das italiänische Mittelalter wahrhaft begriffen zu haben. Besonders schön sind die beiden Thürme, welche die Fassade des großen Gebäudes schmücken und an die der lombardischen Kirchen des 12 und 13. Jahrhunderts erinnern. Die Harmonie der Linien, die sanfte Neigung der Frontespitze, die passenden Skulpturen, die graue Farbe des Steines, welche an sich selbst schon den Geist zu einer gewissen Milde stimmt, Alles an diesen Thürmen beweist, mit welchem Talent und mit welcher Kenntniß sie Gärtner entworfen.

Ebenfalls Lob verdienen die Universität und das Seminar, die in einem Style erbaut sind den ich sicilianisch nennen möchte; sie erinnern mich wenigstens in der Gliederung an die Kirche von Cefalu und die Capella Palatina zu Palermo, auch zeichnen sich diese Gebäude vor anderen desselben Meisters durch größere Bewegung in den Linien, größere Originalität der Anordnung und schlankere Profile aus.

Gärtner hat auch zwei bronzene Springbrunnen gebaut am Ende der Ludwigsstraße. Es gebrach ihnen an Nichts, um mit denen von St. Peter in Rom oder doch wenigstens mit denen vom Concordia-Platz in Paris zu weiseln. Bronze wurde im Ueberflus verwendet, Wasser war hinreichend vorhanden und der Bauherr freigebig genug, um Großes erwarten zu können. Unglücklicherweise aber ist nur ein reiches, aber kein schönes Werk entstanden. Der größte Fehler dieser Springbrunnen liegt vielleicht in dem Mißverhältniß zwischen den Strahlen und den Becken; die ersteren steigen nicht hoch genug und bilden unangenehme Linien; die letzteren sehen plump aus und sind zu weit von einander entfernt.

Ich habe meine Meinung über diesen Baumeister mit Strenge ausgesprochen, weil ich glaube, daß man die Rücksicht für diejenigen aufsparen muß, denen der Himmel den Flug des Genies versagt hat. Gärtner aber würde, selbst wenn er noch größeren Tadel verdient hätte, dennoch unter den heutigen Architekten eine besondere Achtung verdienen, sowohl wegen der Schönheit seiner eigenen Werke, als wegen des Eifers, mit welchem er die Jünglinge zum Studium der Architektur des Mittelalters anleitet, dem einzigen, wodurch die Kunst vollständig von slavischer Nachahmung der Griechen und Römer zurückgeführt und den Bedürfnissen des gegenwärtigen Lebens der gebildeten Welt angepaßt werden kann. Glücklicherweise fällt sein Beispiel und seine Lehre in Deutschland nicht auf unfruchtbaren Boden, denn schon überall erheben sich Gebäude, welche Spuren seines Systems verrathen; zuweilen zwar sind sie vielleicht noch kleinlich in den Profilen und zu arm in der Bewegung, aber korrekt, mannigfaltig und, was mehr als Alles sagen will, der Lebensweise der gegenwärtigen Gesellschaft angemessen.

Mannigfaltiges.

— Die römisch-katholische geistliche Akademie in Petersburg. Die russische Ministerial-Zeitung des Innern liefert einen bemerkenswerthen Artikel über die neue geistliche Akademie, die kürzlich in Petersburg zur Bildung römisch-katholischer Geistlichen errichtet wurde. Die Eröffnungs-Ceremonie fand am 4 Juli v. J. in Gegenwart mehrerer Bischöfe und russisch-polnischer Würdenträger statt, wobei der zum Rektor ernannte Kanonikus Polowinski eine Rede in lateinischer Sprache hielt, die den Spruch: *Reddito quae sunt Caesaris, Caesari, et quae sunt Dei, Deo!* zum Hauptthema hatte. „Beobachtet fleißig die Gebote der Kirche“, heißt es darin unter Anderem, „verehrt sie als die liebende Mutter ihrer Kinder, aber wagt nie, sie zum Werkzeug menschlicher Pläne und Leidenschaften zu erniedrigen.“ Solcher Winke enthält dieser Aufsatz noch mehrere; von der Anrede hingegen, die der Kaiser selbst an den Rektor Polowinski gehalten haben soll und die von dem Journal des Débats mitgetheilt wurde, findet sich hier keine Spur.